



Georg Zinner

Nachbarschaftshäuser in ihrem Stadtteil

Schriften, Aufsätze, Reden, Interviews
zu Sozialpolitik und Gesellschaft

2., erweiterte Auflage (Digitaledition)

- Teilausgabe:
- [1] Sozial-kulturelle Arbeit
 - [2] Leben im Alter
 - [3] Organisation, Staat und freie Wohlfahrt
 - [4] Bürgerschaftliches Engagement
 - [5] Jugendarbeit und Jugendhilfe
 - [6] Inklusion
 - [7] **Wer war Georg Zinner?**

Dieses Kapitel ist eine Teilausgabe der folgenden Publikation:

Georg Zinner, Nachbarschaftshäuser in ihrem Stadtteil: Schriften, Aufsätze, Reden, Interviews zu Sozialpolitik und Gesellschaft / Hrsg.: Nachbarschaftsheim Schöneberg e. V.; Verband für sozial-kulturelle Arbeit e. V.; Paritätischer Wohlfahrtsverband, Landesverband Berlin e. V. – Berlin: 2. erw. Aufl. (Digitaledition), Januar 2017

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Redaktion: Eva Bittner, Gökçen Demirağlı, Jürgen Kipp, Birgit Monteiro, Markus Runge, Herbert Scherer, Stefan Schütz, Rosa Strobl-Zinner, Bianca Thiede, Stephan F. Wagner
Lektorat: Stefan M. Schult de Morais
Titelfoto: Die Hoffotografen

Visuelle Konzeption, Produktion: diálogo®, Berlin
www.dialogo.de



*Die hier veröffentlichten Schriften sowie weitere
Texte Georg Ziners stehen auch online zum Lesen
bereit: www.nbhs.de/georg-zinner/*

Wer war Georg Zinner?

2004	Immer auf dem Posten. Georg Zinner im Porträt der Fachzeitschrift <i>Diatra Journal</i>	391
2013	Georg Zinner geht in den Ruhestand. Interview von Ed Koch für <i>Paper Press</i>	401
2014	Im Berliner Narrenkäfig wirkt der Bayer wie ein exotischer Vogel. Nachruf von Pascal Hugues	408
2014	Georg Zinner zum Gedenken, von Barbara John	410
2014	Für Georg. Trauerrede von Jürgen Kipp	413

Mit Leib und Seele seinem Beruf verbunden, zweimal nierentransplantiert, 25 Jahre lang Geschäftsführer des Nachbarschaftsheimes Berlin-Schöneberg e. V. – Georg Zinner ist

Immer auf dem Posten

Georg Zinner im Porträt der Fachzeitschrift für Nephrologie und Transplantation, Diatra Journal (2004)

Wenn hinter den Fenstern in der dritten Etage des Hauses in der Berliner Fregestraße 53 abends das Licht abschaltet, ist es in der Kindertagesstätte im Erdgeschoss schon lange still. In der ersten und zweiten Etage des Nachbarschaftsheimes Schöneberg e. V. herrscht um diese Zeit meistens noch Betriebsamkeit – hier finden der Treff einer Selbsthilfegruppe, Gymnastik für Senioren, ein Computerkurs oder eine Probe des Laientheaters statt.

Das kleine, freundliche „Stübchen unterm Dach“ ist der Arbeitsplatz von Georg Zinner. Seit nunmehr 25 Jahren hält er hier die Fäden als Geschäftsführer in der Hand. Fast hätte ihm damals, 1978, als der Diplom-Sozialarbeiter/Soziologe aus Bayern hier diese Stelle bekam, seine Krankheit einen Strich durch die Rechnung gemacht. Aber das ließ er nicht zu ...

Das Nachbarschaftsheim Schöneberg e. V. hat in der Hauptstadt einen guten Ruf, Georg Zinner kann stolz sein. Und das ist er mit Recht, denn der Weg bis hierher war lang und beschwerlich, geprägt von Höhen und Tiefen, sowohl was das gesellschaftliche Umfeld in Berlin betraf als auch sein persönliches Leben. Er hat viel geschafft, seitdem er hier die Verantwortung in einem Job trägt, den er von der Pike auf gelernt hat.

Geboren und aufgewachsen in einer 100-Seelen-Gemeinde in Bayern, Volksschule, Realschulabschluss, danach war die Auswahl für ihn, was die Berufsausbildung betraf, nicht eben groß. Für einen technischen oder handwerklichen Beruf hielt er sich selbst nicht für geeignet, sein

Interesse an einer Arbeit im öffentlichen Dienst „hielt sich in Grenzen“. Es ergab sich, wie sich das auf dem Land manchmal so ergibt, wenn jeder jeden kennt, dass Georg Zinner eine Ausbildung zum Bankkaufmann erhielt, obwohl es nicht sein „Traumberuf“ war. Und er wusste auch schon von Beginn an, dass er das nicht lange machen würde.

Mit viel mehr Begeisterung engagierte er sich schon als Schüler in der kirchlichen Jugendarbeit, setzte sich für soziale Belange ein. Aber in dieser Richtung gab es ja „keinen richtigen Beruf“. Trotzdem blieb er auch während der Zeit seiner Ausbildung und der ersten Jahre in der Bank in seiner Freizeit aktiv dabei. „Das hat mir immer sehr viel Spaß gemacht, Jugendreisen, internationalen Austausch, Kurse, Wochenendveranstaltungen organisieren; dafür habe ich Zeit aufgewendet, eine solche Arbeit hat mir gefallen.“

Diese Begeisterung fiel auf, so dass einer der Jugendpfarrer dann auf ihn zuging und sagte: Dich könnten wir gebrauchen, willst Du nicht Jugendsekretär werden, hauptamtlich? Und ob er wollte! Hauptsache weg von der Bank, auch wenn es dann noch mal ans Lernen ging, das machte Georg Zinner nichts aus, im Gegenteil. „Ich war ja noch jung, gerade 19, und ich hatte noch viel vor“, erinnert er sich an diese Zeit. „Es war meine Flucht aus der Bank und der Aufbruch in ein Berufsfeld, in dem ich mich gern bewegt habe, das war meine Welt. Ich konnte in ganz Deutschland herumreisen, viele Leute kennenlernen, war nicht an einen Bürostuhl ‚gefesselt‘. Ich wusste, das ist das, was ich machen will.“

Um dieser Vision eine solide Basis zu geben, war eine weitere Berufsausbildung erforderlich. Georg Zinner begab sich also auf den sog. zweiten Bildungsweg und war nach dreijährigem Studium an der Fachschule für Sozialarbeit in München ausgebildeter Sozialarbeiter. Für die erforderliche staatliche Anerkennung brauchte er noch ein Jahr Praktikum, davon sechs Monate in einer Behörde. Zu diesem Zweck verschlug es den Bayern im Jahre 1971 dann nach Berlin, das inzwischen seine zweite Heimat geworden ist.

Die Arbeit im Sozialamt Neukölln machte dem 23-jährigen dann auch sehr viel Spaß – Hilfeleistung für sozial Bedürftige, Betreuung älterer Bürgerinnen und Bürger, Familienfürsorge – das war sein Metier. Aber

gleichzeitig bestätigte sich nach kurzer Zeit ganz sicher, was er eh schon lange wusste: „Ich bin kein Behördenmensch. Unglaubliche Bürokratie, Trägheit einzelner Mitarbeiter (ohne Konsequenzen der Vorgesetzten), ein verkrustetes Dienstrecht und Strukturen, die für eine kreative und motivierte Berufsausübung auf Dauer hinderlich waren. Zwar gefiel mir die Arbeit mit den Familien und den Kindern, jedoch nicht die betriebliche Wirklichkeit.“

Weil er noch immer wissbegierig war, sehr interessiert an gesellschaftlichen und politischen Problemen („in West-Berlin in der damaligen Zeit zu leben war sehr aufregend“) und vielleicht auch, um seine Unzufriedenheit „im Amt“ ein wenig zu kompensieren, begann Georg Zinner in dieser Zeit ein Soziologiestudium. Es ergab sich außerdem ein Angebot für einen Lehrauftrag an der Fachhochschule für Sozialarbeit. Er sah die Möglichkeit, aus dem Amt auszusteigen, konzentrierte sich auf sein Studium und verdiente sich seinen Lebensunterhalt mit den Lehraufträgen. Schon ehe er das Studium beendet hatte, überlegte er, wie es weitergehen könnte. Die Arbeit als Soziologe an der Uni war sein Ziel nicht – zu abstrakt, zu weltfremd. „Das war der Punkt, an dem ich mir sagte, jetzt war ich in der privaten Wirtschaft, jetzt war ich bei der Kirche, habe im öffentlichen Dienst meine (eher schlechten) Erfahrungen gesammelt, hatte also verschiedene Arbeitgeber, bei denen zwar der Inhalt der Arbeit stimmte, aber die rechte ‚Erfüllung im Beruf‘ sich nicht so entwickelte, wie ich mir das vorstellte. Ich suchte nach einem Träger, der weltanschaulich und politisch möglichst neutral war, der unter keinem religiösen Einfluss stand.“

Aber da waren auch schon die Probleme mit seiner Gesundheit ...

Es begann mit Hör- und Seheinschränkungen, die sich zunächst kein Arzt erklären konnte. Auch Georg Ziners jüngerer Bruder hatte diese Symptome, allerdings waren bei ihm die Nierenprobleme ausgeprägter. Die Mutter starb in jungen Jahren an einer Niereninsuffizienz. All diese Auffälligkeiten lassen auf eine Erbkrankheit schließen, die jedoch vor 40 Jahren noch nicht so beschrieben war, dass jeder Arzt sofort eine eindeutige Diagnose hätte stellen können. Als einer der vielen Ärzte, die die Brüder konsultierten, ihrer Krankheit einen Namen geben konnte – sie litten unter dem sog. Alport-Syndrom, an das sich der Arzt aus seiner

Ausbildung als seltene Erbkrankheit erinnern konnte –, galten sie gewissermaßen als „Exoten“, und die Kasuistik war für viele Mediziner in dieser Zeit hochinteressant und beispielhaft.

Geradezu lehrbuchhaft manifestierte sich die Krankheit dann auch, als Georg Zinner gerade mal Ende 20 war. Es ging ihm richtig schlecht, aber gerade in dieser Phase bot sich ihm die erhoffte berufliche Chance. Ein Inserat des Nachbarschaftsheimes Berlin-Schöneberg versprach eine neue Perspektive. Es wurde ein Geschäftsführer mit der Qualifikation von Georg Zinner gesucht ...

Er nahm die Herausforderung an, stellte nicht seine Beschwerden, sondern das, was er in seinem Leben noch erreichen wollte, in den Mittelpunkt seines Lebens. Er bewarb sich und bekam die Stelle.

„Ich begann voller Enthusiasmus, wollte den Job ganz anders gestalten als alles, was ich vorher gemacht hatte, Spielräume austesten, arbeiten ohne Einschränkungen. Ich habe alles ausprobiert, was man machen kann als freier Träger, wobei sich das Betätigungsfeld eines Nachbarschaftsheimes – gegründet Ende der 40er Jahre von den Amerikanern für ‚Solidarität unter Bedürftigen‘ – damals noch sehr ‚übersichtlich‘ war. Wir hatten sechs oder sieben Mitarbeiter, einen kleinen Kinderhort und eine Seniorentagesstätte. Sozialarbeit in den Nachbarschaftsheimen orientierte sich in dieser Zeit nach der sog. Randgruppenstrategie, einem Gemeinwesenkonzept, das besagte, dass die Randgruppen sich wehren, kämpfen müssen um ihre Rechte, was sich später als unrealistisch erwies, denn Randgruppen sind nicht die, die kämpfen. Sie brauchen einfach Unterstützung. Ich habe mich dann auch ziemlich schnell umorientiert in meiner Philosophie, wie solch ein Nachbarschaftsheim funktionieren sollte. Ich dachte da eher pragmatisch, weniger ideologisch als viele meiner Zeitgenossen. Es gab auf dieser ‚Suche nach der richtigen Linie‘ damals viele politische Diskussionen, im Verein, auch im Vorstand. Inzwischen haben wir uns gefunden, haben ein sehr erfolgreiches Konzept, das ich nunmehr seit 25 Jahren versuche, täglich neu in die Tat umzusetzen.“

„Das Nachbarschaftsheim der siebziger Jahre stand vor dem Problem, dass die Mitglieder des Vereins zwar hoch motiviert waren,

die soziale Arbeit aber wesentlich unprofessioneller als heute war. Dann wurde Georg Zinner Geschäftsführer. Das war eine Phase des Umbruchs, es wurde sehr viel seriöser, professioneller.“ – Jürgen Kipp, Richter am Bundesverwaltungsgericht, seit mehr als 20 Jahren im Vorstand des Nachbarschaftsheimes Schöneberg, seit 1990 als Vorsitzender. [Anmerkung: Jürgen Kipp ist inzwischen Präsident des Berliner Obergerichtspräsidentenrats.]

Georg Zinner konnte als Geschäftsführer des Nachbarschaftsheimes seine Vision von Sozialarbeit umsetzen – umsichtig und feinfühlig, auf solider Ausbildungsbasis, mit dem richtigen Gespür für die Bedürfnisse der Bürger im Kiez, mit entsprechenden Führungsqualitäten, um sein immer größer werdendes Team zu motivieren, und mit einer guten Portion Erfahrungen. Auch jene aus seiner ungeliebten Banklehre kamen ihm bei seiner neuen Tätigkeit jetzt sehr gelegen, denn in der Buchhaltung z.B. kann ihm keiner ein X für ein U vormachen, er kann immer mitreden, wenn es um die Lösung finanzieller Probleme geht. Und das ist auch gut so, denn die notwendigen Mittel für den Bestand und die erfolgreiche Arbeit eines Nachbarschaftsheimes fallen nicht vom Himmel.

Es begann also mit Schularbeitszirkeln, Kindertagesstätten („derer es auch heute in Deutschland noch viel zu wenige gibt, um von flächendeckender Betreuung sprechen zu können“); es musste Geld organisiert, Verhandlungen mit dem Senat, Stiftungen, Sponsoren, Initiatoren von staatlichen Förderprogrammen geführt werden – der Aufgaben gab es viele für den neuen Geschäftsführer. Und dabei orientierte er sich immer ganz an dem, was wirklich gebraucht wurde, wofür sich Bürgerinitiativen zusammenschlossen, weswegen „Nachbarn“ zu ihm kamen, die Hilfe brauchten, die sie auf keinem Bezirksamt erhielten. Das waren keineswegs immer Menschen aus Randgruppen oder die, die im sozialen Abseits standen. Manche suchten einfach Rat und Hilfe bei anderen mit gleichen Problemen – so entstand eine Reihe von Selbsthilfegruppen, viele davon gesundheitsorientiert. Andere waren einfach einsam und suchten Interessengemeinschaften – sie spielen heute gemeinsam Theater, singen im Chor oder gehen wandern. Das Nachbarschaftsheim steht allen Bürgern offen, die immer auch voneinander profitieren, ganz gleich welchen Alters, welcher Nationalität, welcher Ausbildung und sozialen Herkunft.

Alle Angebote der 83 Programmheftseiten hier aufzuzählen würde den Rahmen sprengen, obwohl Georg Zinner zu jedem eine Geschichte erzählen könnte.

„Die beste soziale Arbeit ist die, die die Menschen befähigt, sich selbst zu helfen.“ – Georg Zinner im Editorial der „Angebote für die Nachbarschaft“, Januar bis Juni 2004

Im Jahre 1988 erhielt Georg Zinner vom damaligen Senator für Gesundheit und Soziales, Ulf Fink, das Bundesverdienstkreuz. Diese Zeit beschreibt Zinner als eine sehr effiziente, was die Berliner Sozialpolitik betraf, mit Fink lag er „auf einer Wellenlänge“, er (Fink) „hatte begriffen, worum es wirklich geht, da machte es auch richtig Spaß, mit dem Senat zusammenzuarbeiten.“

„Im sozialen und kulturellen Bereich sind die Nachbarschaftsheime ein wichtiger Schlüssel für mehr Miteinander in der Gesellschaft. Sie leben von der unmittelbaren Betroffenheit der Kiez-Bewohner, von der Kreativität, dem Engagement und der Eigenverantwortung der Bürger ... Die Selbsthilfeförderung ist eine Zukunftsaufgabe der Sozialpolitik.“ – Ulf Fink in einem Interview „Baustein für eine neue Kultur des Helfens“ aus Anlass des 40-jährigen Bestehens des Nachbarschaftsheimes Berlin-Schöneberg

Gerade die Selbsthilfeförderung lag Georg Zinner denn auch besonders am Herzen. Hatte er doch zu dieser Zeit bereits mehr als 10 Jahre lang Erfahrung, wie wichtig und nützlich gerade im Gesundheitsbereich Selbsthilfegruppen sind – ob chronisch krank, suchtkrank, mit psychischen Problemen oder auch körperbehindert. Hier schöpfen die Betroffenen Kraft, finden einen geeigneten Ort, um sich auszutauschen und für organisierte Aktionen im Interesse vieler Mitbetroffener. Auf Ziners Initiative konnten im Laufe der Zeit finanzielle Unterstützung gesichert und berlinweit eine Reihe regionaler Kontaktstellen von Selbsthilfegruppen aufgebaut werden. Inzwischen gibt es in jedem Bezirk eine solche Kontaktstelle.

„Denn“, so ist seine Überzeugung, „es gibt Bereiche, wo die persönliche Betroffenheit die Hauptsache ist und wo es einfach darum geht, Zeit zu

haben, Zeit für Alltäglichkeiten. Dafür braucht man nicht unbedingt eine professionelle Qualifikation.“

Dieser Austausch unter Gleichbetroffenen, nämlich nierenkranken Menschen, ob in der Selbsthilfegruppe oder in der ebenfalls in dieser Zeit entstandenen „Interessengemeinschaft Künstliche Niere“, war für Georg Zinner sehr wichtig und hat wohl neben vielen anderen Faktoren – seiner Persönlichkeit, seiner Ehefrau, der Unterstützung durch sein Team – auch dazu beigetragen, dass die ersten zehn Jahre seiner neuen Tätigkeit bereits so erfolgreich waren, obwohl es ihm ab 1979 eigentlich gesundheitlich kontinuierlich schlechter ging.

Er litt unter migräneartigen Kopfschmerzen, hatte schlechte Blutdruckwerte, musste strenge Diät einhalten, von regelmäßigen Arztbesuchen, die viel Zeit kosteten, ganz abgesehen. 1983 dann kam die Dialyse. „Ich habe das aber ganz gut verkraftet, bin von der Arbeit weg an die Maschine, am nächsten Morgen dann wieder ins Büro – das ging so ca. 1 ½ Jahre.“ Von Beginn der Dialyse an auf der Transplantationswarteliste im Universitätsklinikum „Benjamin Franklin“ in Berlin-Steglitz, konnte Georg Zinner dann auch relativ schnell von Professor Gerd Offermann transplantiert werden. In dieser Phase seiner Krankheit begann er sich auch intensiver mit dem Thema „Transplantation in Deutschland“ zu beschäftigen. Er veröffentlichte Zeitungsartikel in Ärztezeitschriften, weil er in diesem Bereich erhebliche Defizite sah und der Meinung war, dass man dagegen durchaus etwas tun könne.

„Das Wissen über die mangelnde Zusammenarbeit zwischen den Ärzten ‚draußen‘ und im Transplantationszentrum ermunterte mich dazu, mit Dialyseärzten, Gesundheitsstadträten und den Ärzten des Berliner Transplantationszentrums im Klinikum Steglitz das ‚Berliner Modell‘ zu entwickeln. In jedem der dafür in Frage kommenden Berliner Krankenhäuser soll ein Transplantationsbeauftragter benannt werden, der mit dem Transplantationskoordinator im Zentrum zusammenarbeitet und krankenhausintern darauf hinwirkt, daß potentielle Spender gemeldet und Angehörige befragt werden.“ – Georg Zinner, „Die Berliner Ärztekammer“, 24. Jahrgang, Nov. 1987

Drei Monate war Georg Zinner nach der ersten, damals recht komplizierten Operation im Krankenhaus. „Es war keine leichte Zeit, aber das Team um Professor Offermann, allen voran die engagierte und lebenswerte Erika Müller, meine Mitarbeiter, die mich regelmäßig besuchten und nach dem ‚Meeting am Krankenbett‘ auch sehr eigenverantwortlich arbeiteten, und nicht zuletzt meine Frau, die mir immer Mut gemacht und mein Selbstbewusstsein in jeder Situation gestärkt hat, indem sie mich nie als Kranken behandelt hat, aber immer für mich da war, wenn ich sie brauchte, halfen mir, meine positive Lebenseinstellung, die Geduld und die Hoffnung auf ein wieder ‚normales Leben‘ während der langsamen Genesung nicht zu verlieren.“

Die neue Niere erfüllte die Hoffnung nicht. Nach zwei Jahren, in denen es Georg Zinner immer schlechter ging, weil das Transplantat offensichtlich von seinem Körper nicht toleriert wurde, war er wieder an der Dialyse. Seine Gesundheit stabilisierte sich erst wieder, als die Niere entfernt war. Er musste sich wieder auf den „Maschinen-Rhythmus“ einstellen – zweimal nachmittags drei Uhr vom Schreibtisch weg zur Dialyse, abends nach Hause, morgens wieder zur Arbeit, samstags Dialyse.

Das Ziel, noch einmal ein funktionierendes Transplantat zu bekommen, hat er nie aufgegeben, obwohl der Druck nicht mehr so groß war wie beim ersten Mal, als er wartete. „Mir ging es gut mit der Dialyse, ich war stabil, neue Medikamente wie Epo taten das Ihrige. Ich habe beim zweiten Mal ‚entspannter‘ gewartet. Wie schön es ist, so ganz unabhängig zu sein und ohne die Einschränkungen der künstlichen Blutwäsche leben zu können, merkt man erst, wenn man dann wieder transplantiert ist.“

1989, es war an einem Samstag, er war gerade an der Dialyse, erhielt er dann die Nachricht, dass ein geeignetes Organ gefunden und eine weitere Transplantation jetzt möglich war. Die zweite OP, so erinnert sich Georg Zinner, war ein „Traum“. „Als ich nach der Transplantation aufwachte, saß meine Frau an meinem Bett und sagte nur: Die Niere läuft. Weiter wollte ich nichts wissen. Ich konnte glücklich wieder einschlafen. Abgesehen von einigen Schwierigkeiten, die ich immer nach der Narkose habe (zwei Tage lang nur nicht bewegen, keine Berührung, ja den Kopf nicht drehen), lief alles reibungslos, nach zehn Tagen war ich wieder zu Hause. – Das hat mir in Steglitz bei Professor Offermann und auch bei

Professor Schäfer im Josefs-Krankenhaus immer besonders gut gefallen: Man wurde nicht weggesperrt, isoliert. Man hat die Patienten normal leben lassen, mit allem, was der Alltag einem abfordert. Diese Haltung der Ärzte, das Vertrauen in den Patienten, ihn selbständige Entscheidungen treffen zu lassen („Wenn Sie es sich zutrauen, können Sie natürlich noch in den Urlaub fliegen“), ihn nicht als ‚eingeschränkt handlungsfähig‘ zu betrachten, hat mir sehr geholfen und mich immer wieder gestärkt. Eine Haltung, die ich auch beim Pflegepersonal und in der Transplantationsambulanz gefunden habe. Gerade das hat eine große Verbundenheit geschaffen. Und was auch sehr wichtig für mich war, ich wurde durch meine Frau nie durch übertriebene Fürsorge ‚erdrückt‘. Sie hat mich immer als Partner, nie als Patienten gesehen. Sie hat mein Selbstbewusstsein gestärkt, indem sie auf meine eigene Kraft vertraut hat, mir aber gleichzeitig die Sicherheit gegeben, dass ich nicht allein bin, wenn ich Hilfe brauche. Solche Partner(innen) wünsche ich allen Patienten, die sich in schwierigen Situationen befinden.“

Sich selbst und anderen etwas zutrauen, bereit sein, Verantwortung zu tragen, nicht alles delegieren wollen – das ist Georg Zinners Credo, nicht nur, was den Umgang mit seiner Krankheit betrifft. So lebt er sein Leben, persönlich und vor allem auch im Beruf, in dem er diese Grundhaltung tagtäglich, seit 25 Jahren, vorlebt.

Was er damit erreicht hat? Er hat den Schlüssel zum Erfolg entdeckt, der sich für ihn vor allem darin manifestiert, dass das Nachbarschaftsheim Schöneberg über die lange Zeit seinen guten Ruf bewahren konnte, die Mitarbeiter bereit sind, selbst ein hohes Maß an Verantwortung zu übernehmen und ihre Arbeit gern und hoch motiviert tun – nicht nur fachlich, sondern vor allem mit dem Herzen.

„Das ist mir sehr wichtig“, sagt Georg Zinner auf meine Frage, worauf er wohl besonders stolz sei. „Ich kenne viele Organisationen und Institutionen, wo eben diese Identifikation der Mitarbeiter sehr oberflächlich bleibt. Da wird nach außen etwas dargestellt, was innen gar nicht da ist. So etwas vertrage ich nicht. Wenn man so etwas tut wie wir hier, dann muss das seriös, stimmig sein. Das haben wir hier geschafft, kontinuierlich ein gutes Niveau zu halten.“

„Die Verbundenheit mit dem Nachbarschaftsheim und seinen Ideen – gleich in welcher Funktion – ist eine verbindende Kraft, die sich auch darin ausdrückt, dass die Akteure gerne zusammenarbeiten. Dieses ‚Kapital‘ muss auch für die Zukunft gesichert werden, damit wir die auf uns zukommenden Aufgaben nicht nur formal, sondern auch nach unseren Grundsätzen bewältigen können.“ – Georg Zinner, Bericht des Vorstandes und der Geschäftsführung 2002

Heute umfasst die Programmbroschüre des Nachbarschaftsheim Schöneberg 83 Seiten, es engagieren sich ca. 450 sozialversicherungspflichtige Mitarbeiter und mehr als 500 ehrenamtliche Helfer in den verschiedensten Bereichen, z. B. Bildung, Kultur, Erziehung, Pflege, Selbsthilfe, soziale Dienste.

Was er sich wünscht für dieses Jahr, für die Zukunft? Den Erhalt seiner wiedererlangten Gesundheit natürlich, dass die Niere weiter „so gut mitspielt“, damit er auch zukünftig seinen geliebten Freizeitbeschäftigungen nachgehen kann: Schwimmen, Bergwandern und Fahrradfahren, Urlaub auf den Kanaren oder in Marokko mit seiner Frau genießen. Und damit er jeden Tag die nötige Kraft hat, die er braucht, um an dem, was er im Nachbarschaftsheim Schöneberg geschafft hat, weiterzuarbeiten: das neue stationäre Hospiz einweihen, zwei neue Kindertagesstätten übernehmen, die notwendigen Gelder beschaffen, dem Engagement der vielen Ehrenamtlichen Tragfähigkeit verleihen, die Mitarbeiter motivieren, und vor allem „immer ganz nah am Bürger bleiben“. – Georg Ziners Arbeitstag könnte 48 Stunden haben, aber irgendwann am Abend geht auch in seinem Büro in der Dachetage der Fregestraße 53 das Licht aus.

Aus: Diatra Journal 1/2004

Georg Zinner geht in den Ruhestand

*Interview von Ed Koch für den jugendpolitischen Pressedienst
Paper Press am 5. Oktober 2013*

Am 31. Dezember endet nach 35 Jahren eine beispiellose Tätigkeit eines Mannes in einem Sozialunternehmen. Mit Superlativen soll man möglichst nicht inflationär umgehen, ohne Übertreibung kann man jedoch sagen, dass beim Nachbarschaftsheim Schöneberg eine Ära zu Ende geht, nämlich die des Georg Zinner. Das NBHS und er waren immer eine Einheit. Und auch das muss ohne Pathos erlaubt sein zu sagen: Ohne Georg Zinner wäre das NBHS nicht das, was es heute ist.

Georg Zinner ist, noch ein Superlativ, ein Urgestein. Sozialarbeiter, auch Geschäftsführer von Sozialunternehmen, kleiden sich gern uniformmäßig: Jeans, Schlabberjacket, offenes Hemd. Zinner würde vermutlich nicht einmal in der Freizeit so rumlaufen. Wer ihm zum ersten Mal begegnet und nicht weiß, wer er ist, rät jeden Beruf, nur nicht den des Geschäftsführers eines der bedeutendsten Sozialunternehmen dieser Stadt. Stets korrekt gekleidet, ruhig und bescheiden, unaufdringlich und oft so leise sprechend, dass man schon genau hinhören muss, um ihn zu verstehen. Dazu häufig ein Blick, der fast Mitleid erregt, weil er immer ein wenig traurig dreinschaut. Doch dann und wann durchstreift ein Lächeln seine Gesichtszüge und man merkt, der Mann ist alles andere als traurig, nur konzentriert auf sein Gegenüber. Was er erreicht hat – und das kann sich sehen lassen –, hat er mit dieser ruhigen Art erreicht. Sicherlich kann er auch anders, denn die Sozialbranche ist kein Kuschelzoo. Hier geht es um Millionen und um viel Verantwortung für Menschen, ob Mitarbeiter oder Klienten, und um viele Einrichtungen.

Werfen wir wenige Wochen vor dem Ende der beruflichen Tätigkeit des Georg Zinner einen Blick auf ihn und sein Nachbarschaftsheim.

Zinner ist gelernter Bankkaufmann, Dipl.-Sozialarbeiter und Dipl.-Soziologe. Seinen Berufsweg beschreibt er wie folgt: „In gewisser Weise früh

beeinflusst und später begleitet von ehrenamtlicher, gesellschaftspolitisch geprägter Arbeit, als Kind und Jugendlicher Mitarbeit in der Landwirtschaft auf dem elterlichen Hof, als Jugendlicher ehrenamtliches Engagement bei der KLJB (Katholische Landjugendbewegung); 1964 bis 1966 Ausbildung zum Bankkaufmann, bis 1967 Bankkaufmann, 1967 bis 1968 Diözeseansekretär des BDKJ (Bund der Deutschen Katholischen Jugend) der Diözese Eichstätt, 1968 bis 1971 Studium der Sozialarbeit in München mit diversen Praktika in der Pflege, Obdachlosenarbeit und Gemeinwesenarbeit in München und Freiburg, 1971 bis 1972 Berufspraktikum im Sozialamt und Jugendamt (Altenarbeit, Obdachlosenarbeit, Familienfürsorge) im Bezirksamt Neukölln, 1972 bis 1975 Sozialarbeiter in der Familienfürsorge (heute: Allgemeiner Sozialer Dienst) des Jugendamtes Neukölln; 1975 bis 1978 Studium der Soziologie an der FU Berlin, 1974 bis 1985 Lehrbeauftragter an der Alice-Salomon-Hochschule (damals FHSS), 1983 bis 1985 nebenberuflicher Geschäftsführer von SEKIS Berlin; 1976 bis 1980 Engagement gegen die Berufsverbote (Mitbegründer des Komitees gegen Berufsverbote an der FHSS, heute Alice-Salomon-Hochschule ASH), seit 1979 Mitglied des Vorstandes des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, LV Berlin e. V., von 1979 bis 1985 als stellvertretender Vorsitzender, von 1985 bis 1994 als Vorsitzender und seit 2003 wieder als stellvertretender Vorsitzender. Darüber hinaus von 1987 bis 2003 verschiedene Funktionen beim Paritätischen Gesamtverband, u. a. im Vorstand, im Beirat, in der Paritätischen Akademie, seit 2001 Mitglied im Vorstand des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit e. V., seit 2005 dessen Vorsitzender.“

Seit 1978 ist Georg Zinner Geschäftsführer des Nachbarschaftsheims Schöneberg e. V. und zusätzlich seit 2003 Geschäftsführer der „Nachbarschaftsheim Schöneberg Pflegerische Dienste gGmbH“.

Schauen wir uns nun, nach dem Lebensweg von Georg Zinner, die Entwicklung des NBHS während seiner Geschäftsführertätigkeit an.

Ein paar Zahlen: 1978 waren weniger als 10 Mitarbeiter/innen beschäftigt. Aktuell sind es rund 900 Mitarbeiter/innen in sozialversicherungspflichtigen Arbeitsverhältnissen, dazu rund 300 freie Mitarbeiter/innen (sog. Honorarkräfte), und beim NBHS engagieren sich ca. 1700 ehrenamtliche Mitarbeiter/innen. Aktuell betreut das Unternehmen rund 75 Einrich-

tungen und Projekte. 1977 betrug der Umsatz, von DM umgerechnet, 200 000 Euro. Der Jahresabschluß 2012 weist folgende Jahresumsatzzahlen aus: Nachbarschaftsheim Schöneberg e. V.: 26,3 Mio. Euro, Nachbarschaftsheim Schöneberg Pflegerische Dienste gGmbH: 6,35 Mio. Euro, zusammengenommen gut 32 Millionen Euro.

Auf die Frage nach ein paar besonderen Ereignissen, an die sich Georg Zinner erinnert, sagte er uns: „Ich zähle einige Ereignissen auf: den existenzsichernden Erwerb des Gebäudes in der Fregestraße 53 mit Unterstützung der Lotto-Stiftung; den Besuch des damaligen Gesundheits- und Sozialsenators Ulf Fink, etwa 1982, der als erster maßgeblicher Politiker verstanden hat, welche Potenziale der Arbeitsansatz der Nachbarschaftsheime bietet, und mit dem sich eine darauf folgende enge Zusammenarbeit zugunsten aller Berliner Nachbarschaftsheime entwickelte; ferner die Überlassung des Hauses Holsteinische Straße 30 durch das Bezirksamt Tempelhof-Schöneberg für die Nutzung als Nachbarschaftshaus; die Etablierung eines umfassenden Pflegenetzwerkes, beginnend mit der Gründung der Sozialstation Friedenau in der Cranachstraße 7 im Jahr 1983 und mit den Höhepunkten der Eröffnung des Hospizes in der erworbenen Stadtvilla in 2003 und des Gemeinschafts- und Tagespflegehauses in der Chreruskerstraße 28 vor vier Jahren; die Ausrichtung des Weltkongresses der Nachbarschaftsheime Ende der achtziger Jahres in Berlin zusammen mit dem PFH und unsere Besuche in New Yorker Nachbarschaftsheimen und unsere großen Ehrenamtsfeste im Rathaus Schöneberg.“

*

Ed Koch: Auf welche Projekte sind Sie besonders stolz?

Georg Zinner: Auf unsere wundervollen Kulturprojekte wie „Theater der Erfahrungen“ und „Werkstatt der alten Talente“ sowie unsere Chöre, unsere Integrations-, heute Inklusionsarbeit in den Kindertagesstätten und Ganztagsbetreuungen und ganz besonders in den Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen, verbunden mit viel Musik und Theater; unsere vielen Ehrenamtsprojekte, von den Besuchsdiensten bis zur Stadtteilzeitung, von den Singepaten in den Kitas bis zu den ehrenamtlichen Betreuern, von den Schülerpaten bis zu Mitarbeitern im Kulturcafé;

unsere sehr gut funktionierende Zusammenarbeit mit vielen Schulen, unsere breit angelegten Angebote für junge Familien in der Familienbildung, in den Kitas und in den Freizeiteinrichtungen; unsere Fähigkeit, zu kooperieren und mit vielen Bürgern und Institutionen zusammenzuarbeiten, auch mit Politik und Verwaltung, und uns weiterzuentwickeln; auf die vielen uns übertragenen (zuvor meist öffentlichen) Einrichtungen, deren Mitarbeiter/innen sich bei uns wohlfühlen, und auf die inzwischen durchweg sanierten und gut ausgestatteten Gebäude und Freiflächen; auf unsere zumeist hoch engagierten Mitarbeiter/innen und ihr breit gestreutes Können überhaupt; auch auf die, die viel Leitungsverantwortung übernommen haben, auf meine Geschäftsführerkolleginnen und auf einen Vorstand, mit dem eine einmalige Zusammenarbeit möglich war (und ist).

Ed Koch: Gab es auch Rückschläge und negative Erlebnisse?

Georg Zinner: Na ja, an meinem zweiten Arbeitstag kam die Kündigung der damaligen Räume in der Rembrandtstraße 8/Menzelstraße 1 – im Nachhinein ein Glücksfall, der mich dazu bewog, nach eigenen Räumen zu schauen (Stichwort Unabhängigkeit, die mir immer wichtig war), das manchmal schwer verständliche Misstrauen, das uns lange entgegenschlug, auch aus Politik und Ämtern. Heute ist das vorbei, und wir alle haben verstanden, dass wir uns gegenseitig brauchen, um eine bestmögliche Infrastruktur und gute Angebote für die Bürger/innen zu schaffen.

Gerne hätte ich das Konzept der „Bürgerschule“ im Rahmen eines Modellprojektes umgesetzt. Wenn uns das gelungen wäre, hätte die Gesellschaft eine Alternative zu dem immer problematischer werdenden Dualismus der öffentlichen und privaten Schulen.

Die kleinteilige, kurzfristige und verbürokratisierte Förderpolitik in der sozialen Arbeit, die uns unendlich Kraft und Nerven kostet und eine einzige Misstrauenserklärung an unsere umsichtigen, verantwortungsbewussten und fähigen Mitarbeiter/innen in der Verwaltung ist und Bürgerengagement nicht honoriert, sondern konterkariert: Hier habe ich – ergebnislos – viel Zeit und Kraft investiert, und die führenden Politiker unserer Stadt haben auch im Ansatz nicht verstanden, welchen Schaden und welches Unheil diese Interesselosigkeit an einem zum Teil

auch von fehlender fachlicher Führung bestimmten Verhalten mancher Verwaltungen bewirkt – in Berlin gibt es hier kafkaeske Zustände – nicht in den Bezirken, das will ich ausdrücklich betonen.

Ich wünschte, die verantwortlichen Politiker, Abgeordneten und Senatoren würden sich Zeit nehmen zum Studium von Max Weber und Franz Kafka, um zu verstehen, wie sehr hier eigentlich vernünftige Mechanismen zu Zerstörungskräften werden, die einer Gesellschaft nachhaltigen Schaden zufügen können – übrigens, auf eine andere Art, auch in der Schullandschaft der Stadt erkennbar.

Das mit den Stichwörtern „Qualitätsmanagement“ oder „Evaluation“ betriebene, inzwischen sogar weitgehend gesetzlich vorgeschriebene und institutionalisierte Misstrauen gegen zumeist gut qualifizierte und hoch motivierte Mitarbeiter/innen etwa in der Pflege oder in den geförderten Projekten, die alles und jedes dokumentieren müssen – so lässt sich am Ende eine ganze Gesellschaft von der Papierform täuschen.

Ed Koch: Wer folgt Georg Zinner auf dem Chefposten?

Georg Zinner: Bianca Thiede und Franziska Lichtenstein sind meine Nachfolgerinnen, die das Nachbarschaftsheim gemeinsam und gewiss gekonnt und erfolgreich führen werden. Mit beiden arbeite ich schon über viele Jahre in verschiedenen Funktionen zusammen und ich bin ihnen dankbar dafür, dass sie diese – ich weiß es – anstrengende und natürlich auch belastende Aufgabe übernehmen. Sie sind ja schon jetzt Geschäftsführerinnen für den Verein und die gGmbH, haben viel Erfahrung im Nachbarschaftsheim (und davor auch schon anderweitig) gesammelt. Und wir haben die letzten Jahre das Nachbarschaftsheim schon zusammen verantwortet und geführt, es gibt also keinen Bruch in der Kontinuität, sondern eine Fortführung der bisherigen Geschäftspolitik.

Ed Koch: Welche weitere Entwicklung wünschen Sie dem NBHS?

Georg Zinner: Gerne möchte ich, dass es gelingt, das Vorhandene in seiner Qualität zu erhalten und fortzuentwickeln und die freundliche Grundstimmung und Haltung der Zusammenarbeit zwischen allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und den Gremien zu erhalten. Die ge-

wonnene (relative) Unabhängigkeit durch eine seriöse und solide Geschäftspolitik des Trägers sollte erhalten bleiben, weil sie die eigene Handlungsfähigkeit zur Weiterentwicklung und die Fähigkeit zur Kooperation, der Zusammenarbeit mit unseren Partnern sichert und den Mitarbeitern die Gewissheit eines sicheren Arbeitsplatzes bietet.

Wir sollten weiterhin stark auf die Potentiale und Fähigkeiten unserer Mitarbeiter/innen und die der Bürger/innen setzen und darauf, dass ihre Wünsche und Ideen bestimmend sind für bürgernahe und optimale Dienstleistungen, und im ständigen Gespräch bleiben mit Politik und Verwaltung, aber auch mit allen anderen Institutionen im Stadtteil, und die Zusammenarbeit, zum Beispiel mit den Schulen, weiter ausbauen.

Ed Koch: Was muss in den nächsten Jahren in Angriff genommen und umgesetzt werden?

Georg Zinner: Wir müssen unsere internen Strukturen immer wieder den gewachsenen Anforderungen anpassen. Wir müssen – Auflage des Amtsgerichtes – unsere Einrichtungen in eine andere Rechtsform überführen. Wie das genau aussehen wird, diskutieren wir gerade. Wir müssen neue, noch nicht ganz abgerundete Projekte weiter etablieren, wie etwa unsere hausinterne Fortbildungsinstitution. Und wie in der Vergangenheit müssen wir die Aufgaben und Projekte, die von intern und von extern auf uns zukommen, gut bearbeiten und bewältigen. Ich bin nicht der Meinung, dass wir uns die Aufgaben suchen müssen, aber einer, der denkt, wenn sie dann an uns herangetragen oder offensichtlich werden, dann sollen wir dazu in der Lage sein, diese zu bewältigen.

Ed Koch: Was macht Georg Zinner, wenn er morgens nicht mehr in die Holsteinische Straße fährt?

Georg Zinner: Da ich, wie der Interviewer auch, noch nicht auf Rente war, kann ich da keine so genaue Auskunft geben. Es beschäftigt mich, und ich bin selbst gespannt darauf, was mir dann so einfällt. Eines erhoffe ich mir aber schon: ein Leben ohne diesen massiven Termin- und Zeitdruck, dazu manchen schönen Ausflug ins engere oder weitere Umland per Fahrrad (auch mit der Gruppe, die jetzt schon immer fährt, nur noch meistens ohne mich!), ein paar mehr Fahrten nach Bayern und zu

Freunden, und uneingeschränkte Lesezeit. Also, mal sehen. Wenn es nicht klappt, setze ich auf meine Frau, die gerade ihren Ruhestand einübt.

Ed Koch: Ist eine weitere Verbundenheit mit dem NBHS geplant, z. B. ehrenamtlich im Vorstand oder als Berater oder bei Projekten?

Georg Zinner: Dem Nachbarschaftsheim werde ich natürlich verbunden bleiben. Über Inhalt und Form der Mitarbeit wird gerade zwischen den Beteiligten gesprochen.

*

Wir wünschen Georg Zinner für seinen weiteren Lebensweg alles Gute, vor allem eine stabile Gesundheit.

Quelle: www.paperpress.org

Im Berliner Narrenkäfig wirkt der Bayer wie ein exotischer Vogel

Nachruf von Pascale Hugues, Der Tagesspiegel, 25. April 2014

Am Tag seines plötzlichen Todes lag ein Buch auf seinem Schreibtisch, „Das Ende der Ego-Gesellschaft“, der etwas aufgeblasene Titel, „Wie die Engagierten unser Land retten“.

Sich engagieren, den Leuten helfen, dass sie sich selbst helfen können, Dinge selbst angehen, statt auf unbewegliche staatliche Apparate zu warten – darum ging es ihm. Georg Zinner, der 36 Jahre das „Nachbarschaftsheim Schöneberg“ leitete, eines der größten Sozialunternehmen Berlins, war kein Gutmensch – er war ein guter Mann, ein Kapitän, der sein Schiff mit ruhiger Hand steuerte, an Bord 1000 angestellte Mitarbeiter und fast 2000 Ehrenamtliche. 80 Projekte und Einrichtungen: Geburtsvorbereitung, Kita, Schule, Jugend, Angebote für Erwachsene, Senioren, Krankenpflege, Hospiz ... Als wollte er die Passagiere durch alle Stationen ihres Lebens begleiten.

1978 übernimmt Georg Zinner den noch winzigen Verein in einem desolaten Zustand. In der Rembrandtstraße in Friedenau logiert das „Nachbarschaftsheim“ in einer dieser Berliner Riesenwohnungen, die an Bahnhofshallen erinnern. Ein seltsamer Laden, in dem das Leben tobt, ein wenig bürgerbewegt, ein wenig Sponti, auf jeden Fall chaotisch. Morgens: Kinderladen. Die Kindergärtnerinnen vertreten eine barocke Pädagogik und nehmen es mit den Uhrzeiten nicht so genau. Wenn sie verschlafen haben, nimmt die Putzfrau die Kinder in Empfang. Die Kleinen brüllen, die Eltern fliehen ins Büro. Nur der Chef toleriert keine Verspätung. Am Nachmittag kommen die alten Damen des Viertels zum Kaffeekränzchen hereingetrippelt. Am Abend tagt in einer dicken Rauchwolke die Skat-Truppe.

In diesem Narrenkäfig wirkt Georg Zinner wie ein exotischer Vogel. Ein katholischer Bayer. Ein Bauernsohn. Von seinem heimischen Altmühltal aus gesehen, wo er 1948 zur Welt kam, ist Berlin ein Sodom und Gomorrha. Er hat eine Banklehre gemacht, er war Diözesansekretär des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend. Die Schöneberger Spontis beeindruckt das wenig.

Aber auch er lässt sich von ihnen nicht beeindrucken. Er hat sein Soziologiestudium an der FU abgeschlossen und ein paar Jahre in der Abteilung Sozialwesen im Bezirksamt Neukölln gearbeitet. Das hat ihm den bürokratischen Rest gegeben, sagen seine Weggefährten. Er will Sozialarbeit machen und nicht einer staatlichen Großorganisation dienen.

Im Nachbarschaftsheim führt er ein völlig neues Wort ein: Professionalität. Schluss mit der Boheme in der Verwaltung, Schluss mit Ausbrüchen à la „Du pubertäres Arschloch hältst jetzt die Fresse!“. Der neue Chef hält das Portemonnaie fest in der Hand. Chaoten-Vereinen gibt der Staat kein Geld. Neue Leute werden eingestellt. Das „Nachbarschaftsheim Schöneberg“ kauft das Gebäude der Heilsarmee in der Fregestraße. In den Achtzigern kommt die „Sozialstation“ dazu, ein riesiger ambulanter Pflegebereich, später noch Kindergärten, Schulhorte, Kulturprojekte und das Hospiz in Steglitz. Aus dem idealistischen Kiezverein ist der große Tanker geworden, der auch in der schweren See der Sozialkürzungen Kurs hält.

In den letzten Jahren, als Georg Zinner häufig unter den Folgen seiner Nierenkrankheit leidet, sieht man ihn manchmal sanft lächeln. In Vorstandssitzungen trägt er die neuesten Zahlen der ehrenamtlichen Mitarbeiter vor und staunt: Alle diese Menschen arbeiten für uns ohne jede Bezahlung! Der bayerische Bauernsohn ist stolz auf sein großes, gutes Unternehmen.

Am 5. März ist er früh aufgestanden, um einen Blumenstrauß ins Krankenhaus zu bringen. Am 5. März 1989, vor genau 25 Jahren, war ihm hier eine Niere transplantiert worden. Dafür bedankt er sich bei den Pflegern und Ärzten. Am Abend dieses Tages stirbt er.

Georg Zinner zum Gedenken

Im Vorwort zum Paritätischen Rundbrief, März 2014, erinnert Prof. Barbara John an einen Weggefährten, der das soziale Leben in Berlin mitgeprägt hat.

Vielleicht ist es Ihnen zur Gewohnheit geworden – hoffentlich zur guten Gewohnheit! –, dass Sie zehnmal im Jahr mein Vorwort im Paritätischen Rundbrief lesen. Wenn das so ist, dann haben wir – Leser wie Autorin – dies einer Anregung von Georg Zinner zu verdanken, der sich in den neunzehnhundertachtziger Jahren als Vorstandsvorsitzender regelmäßig an dieser Stelle an die Mitglieder des Paritätischen wandte, aber auch an alle, die in der Berliner Stadtgesellschaft Verantwortung trugen.

Seit 1979 bis zu seinem Tod am 5. März, mitten in der Arbeit, war Georg Zinner im Vorstand des Paritätischen Berlin, lange Jahre als Vorsitzender. Nicht nur beim Vorwort stoßen wir auf Spuren, die „Mister Parität“ in den Jahrzehnten seiner Verbandsarbeit gelegt hat, sondern überall im sozialen Berlin. Georg Zinner war ein Solitär, eine Jahrhundertpersönlichkeit. Er hat eine Ära des Sozialen in und für Berlin geprägt. Die Stadt hat ihm viel zu verdanken, zum Beispiel kräftige Impulse für die großartige Institution der Nachbarschaftsheime und Stadtteilzentren, die nach der friedlichen Revolution auch in den Bezirken im Ostteil der Stadt erfolgreich etabliert wurden.

Im Westteil waren sie nach dem Krieg auf Initiative der Alliierten entstanden. Als Geschäftsführer des Nachbarschaftsheims Schöneberg e. V., zuletzt als dessen Vorstandsvorsitzender, führte Georg Zinner eine Organisation, die 1950 zu den Gründungsmitgliedern des Paritätischen gehörte und heute ein 900-Mitarbeiter-Unternehmen ist. Begonnen hat er mit zehn Mitarbeitern.

Heute ist die Organisation eine Säule der Sozialversorgung und des Bürgerengagements in ganz Berlin. Dafür sorgen auch Heerscharen von Ehrenamtlichen und Freiwilligen – ihre Rekrutierung, Ausbildung und

Anerkennung war Georg Zinner besonders wichtig. Die eindrucksvolle Arbeit des Nachbarschaftsheim Schöneberg wäre ohne die 1700 Freiwilligen undenkbar.

In einem Interview zählte er unlängst fast atemlos auf, welches prachtvolle Bukett im Laufe der Jahre aus dem Nachbarschaftsheim Schöneberg erblüht ist. Bei vielen Projekten war Georg Zinner Geburtshelfer, Antreiber und Manager zugleich: „Unsere wundervollen Kulturprojekte wie Theater der Erfahrungen und Werkstatt der alten Talente sowie unsere Chöre. Unsere Integrations-, heute Inklusionsarbeit in den Kindertagesstätten und Ganztagsbetreuungen und ganz besonders in den Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen, verbunden mit viel Musik und Theater, unsere vielen Ehrenamtsprojekte von den Besuchsdiensten bis zur Stadtteilzeitung, von den Singepaten in den Kitas bis zu den ehrenamtlichen Betreuern, von den Schülerpaten bis zu Mitarbeitern im Kulturcafé, unsere sehr gut funktionierende Zusammenarbeit mit vielen Schulen, unsere breit angelegten Angebote für junge Familien in der Familienbildung, in den Kitas und in den Freizeiteinrichtungen, unsere Fähigkeit, zu kooperieren und mit vielen Bürgern und Institutionen zusammenzuarbeiten, auch mit Politik und Verwaltung, und uns weiterzuentwickeln auf die vielen uns übertragenen (zuvor meist öffentlichen) Einrichtungen ...“

Ähnlich vielfältig waren Ziners Anstöße, die von seinen Ehrenämtern im Paritätischen ausgingen. Er sorgte mit dafür, dass unser Credo „Einrichtungen und Dienste gehören in freie Trägerschaft“ in die Alltagspraxis übertragen werden konnte. Als überzeugter Verfechter der aktiven Bürgergesellschaft hat sich Georg Zinner stets entschieden für die Entstaatlichung sozialer Angebote eingesetzt. Dass nach 2001 die Hälfte aller staatlichen Kitas auf freie Träger übertragen werden sollte, war ihm eine besondere Genugtuung. Seine kritische Haltung gegenüber der staatlichen Bürokratie hat ihn aber nicht daran gehindert, mit Partnern aus Politik und Verwaltung vertrauensvoll zu kooperieren. Schließlich ging es ihm immer um die Menschen, die Hilfe brauchen, weil sie sich selbst (noch) nicht oder nicht mehr helfen können.

Georg Zinner hatte einen unbestechlichen Blick für alles Falsche in der Sozialarbeit: das Aufgesetzte, theoretisch Überhöhte, die wechselnden

Managementmoden, die immer neuen Diskussionen um die einzig richtigen Methoden der Wirkungsmessung. Er war ein Mensch der Tat und des Konkreten. Sein Credo war die Nähe zu den Hilfesuchenden, die Konzentration auf die Aufgabe, das Lösen und Mildern von Problemen.

Würde ich jetzt vergessen, dass Georg Zinner seine Ziele hartnäckig und willensstark verfolgte, fehlte etwas Wesentliches. Wenn es bei Vorstandssitzungen anfang zu „zinnern“, dann ging es ihm um Grundsätzliches, das konnte jeder spüren. Das Ziel war, Widerspruch und Argumente zu hören, die das Anliegen weiterbrachten.

Was für ein Glück für den Verband, für alle, die ihn kannten, dass er in Berlin, im Paritätischen, im Nachbarschaftsheim Schöneberg seinen Ideen Gestalt gegeben, sein Lebenswerk aufgebaut und zukunftssicher gemacht hat!

Er wird uns fehlen, jeden Tag.

Für Georg

Trauerrede von Jürgen Kipp am 21. März 2014

Liebe Rosa, liebe Familien Zinner und Strobl, liebe Trauergemeinde,

der 5. März, Georgs Todestag, war ein schöner vorfrühlingshafter Tag. Ich war mit meinem alten Chef verabredet, den ich um 10.30 Uhr vor seiner Wohnung in der Flatowallee abholen sollte. Da ich viel zu früh war, machte ich Station auf dem Waldfriedhof am Olympiastadion, um das Grab eines verstorbenen Richters zu besuchen. Als ich den Friedhof verlassen wollte, stand plötzlich Georg vor mir, einen Blumenstrauß in der Hand, den er gerade in der Friedhofsgärtnerei erworben hatte. Es war unsere letzte Begegnung. Sie fand statt vor dem Friedhof, zu dem wir ihn heute geleiten werden.

Über einen langen Zeitraum von 35 Jahren, beginnend 1979, hatten wir uns zuvor regelmäßig, in der Regel einmal wöchentlich, getroffen. Er als hauptamtlich tätiger Geschäftsführer des Vereins Nachbarschaftsheim Schöneberg, ich als Vereinsmitglied, Vorstandsmitglied, Vorsitzender. Ungezählte und unzählige Treffen also, die ein wichtiger Teil meines Lebens waren. Dabei war der Anfang sprichwörtlich schwer.

Am 1. März 1978 schließt der dreiköpfige damalige Vereinsvorstand einen Arbeitsvertrag mit Georg Zinner. Im Arbeitsvertrag heißt es, der neue Angestellte werde als Sozialarbeiter angestellt. Ausgeschrieben worden war allerdings die Stelle des Geschäftsführers. Und genau diese Funktion ist es auch, die Georg vom 1. März 1978 bis zum 31.12.2013 wahrnimmt. Als er seine Arbeit beginnt, ist der Zustand des Vereins eher desolat. Zwar gibt es seit Beginn der 70er Jahre hoffnungsvolle neue Ansätze, insgesamt aber liegt vieles im Argen. Der neue Geschäftsführer zögert nicht einen Moment. Er beginnt unverzüglich mit den Aufräumungs- und Neuordnungsarbeiten. Wie ist sein Programm? Werfen wir einen kurzen Blick auf das Rüstzeug, das er, erst 29 Jahre alt, mitbringt. 1948 geboren in einer Landwirtschaftsfamilie, nach der Schule 1964 bis 1966 Banklehre bei

der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in Beilngries, die ihn 1967 – wie es im Zeugnis heißt – als Bankkaufmann in ihren Personalstand übernimmt, 1967/1968 Diözesansekretär des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend der Diözese Eichstätt, 1968 bis 1971 Ausbildung zum Sozialarbeiter in München, Berufspraktikum beim Bezirksamt Neukölln von Berlin, 1972 bis 1975 Tätigkeit als Sozialarbeiter in der Familienfürsorge des Bezirksamtes Neukölln, ab 1974 Soziologiestudium an der Freien Universität Berlin, nebenbei Lehrtätigkeit an der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin. Thema der wissenschaftlichen Arbeit am Ende des Soziologiestudiums: „Sozialarbeit zwischen Anspruch und Wirklichkeit – Analyse eines strukturellen Konflikts und seine Widerspiegelung in Theorie und Praxis staatlich organisierter Sozialarbeit“. Liest man zwischen den Zeilen dieses Themas, so wird klar, dass Georg Ziners Weg aus der staatlichen Bürokratie oder der Bürokratie großer Organisationen in die Gestaltungsfreiheit eines unabhängigen kleinen Vereins führt. So kommt er im Nachbarschaftsheim an.

Allerdings: Der Verein bleibt nicht klein. Kleinheit und nachbarschaftliche Nähe aller Mitarbeiter, Mitglieder und Nutzer ist auch nicht die eigentliche Idee. Ziel ist durchaus, aus dem Nachbarschaftsheim einen großen starken Träger freier und offener Sozialarbeit ohne bürokratische Hemmnisse zu machen, dabei den Geist und die Kultur einer kleinen Einrichtung zu wahren. Dass dies im Wesentlichen gelungen ist, obwohl der Verein heute über 1000 festangestellte Mitarbeiter und noch sehr viel mehr freiwillige ehrenamtliche Helfer und Unterstützer hat, ist wohl die größte Leistung im Berufsleben von Georg Zinner. Denn der Garant für das Gelingen war immer er. In seiner einzigartigen Mischung aus Landwirtssohn, Bankkaufmann, Diözesansekretär, Sozialarbeiter und Soziologe blieb er selbst seiner Idee einer außerhalb staatlicher Strukturen organisierten Sozialarbeit immer treu. Nie konnte ihn eine Rückkehr in andere Strukturen ernsthaft locken. Nie verlor er das Ziel einer Vereinsarbeit aus den Augen, die auf bürgerschaftliches Engagement aufbaut. Das war das Glück für unseren Verein und wohl auch für Georg, der verwirklichen konnte, was er spätestens seit seinem Ausscheiden aus dem Dienst des Bezirksamtes Neukölln von Berlin wollte. Er war da angekommen, wo er hinwollte.

Für mich als einen langjährigen Begleiter seiner Arbeit war dies vor allem lehrreich. Es bildete sich ein tiefes Vertrauen und eine enge Verbundenheit zwischen uns heraus, die über Jahrzehnte beständig war. Georg war ein fester Anker in seinen Inhalten und Überzeugungen, der Halt geben konnte und mir wie vielen anderen gegeben hat. Wir alle und ich insbesondere schulden ihm deshalb unseren Dank. Das erklärt zugleich die tiefe Trauer über seinen Tod, die ich mit vielen anderen empfinde.

Seit Georg vor zwei oder drei Jahren einen Herzinfarkt erlitten hatte, hatte ich mir angewöhnt, mich mit den Worten „Machs gut, Georg, pass auf Dich auf!“ von ihm zu verabschieden, wenn wir uns umarmten. So habe ich es auch am Mittwoch, dem 5. März, vor dem Friedhofseingang in der Trakehner Allee gehalten und hinzugefügt: „Wir sehen uns am Montag bei der Vorstandssitzung“. Dieser letzte gemeinsame Plan hat nicht mehr geklappt. So bleibt nur, zum Abschied zu sagen: Machs gut, Georg, pass auch weiterhin auf Dich auf.

Georg Zinner, vertrauter und guter Freund, ruhe in Frieden.

Georg Zinner (1948–2014) war Bankkaufmann, Diplom-Sozialarbeiter und Diplom-Soziologe. Nach Berufserfahrungen in der behördlichen Sozialarbeit wurde er 1978 Geschäftsführer des Nachbarschaftsheim's Schöneberg, das er in mehr als 35-jähriger Tätigkeit zu einem der größten sozialen Unternehmen in Berlin entwickelte. Gleichzeitig engagierte er sich in den Jahren 1974 bis 1985 als Lehrbeauftragter im Bereich Theorie und Praxis der Sozialarbeit an der Alice-Salomon-Fachhochschule Berlin. Neben dieser Tätigkeit war Georg Zinner ehrenamtlich seit 1979 im Vorstand des Paritätischen Berlin, lange Jahre davon als Vorsitzender. Im Paritätischen Gesamtverband wirkte er zwischen 1987 und 2003 in verschiedenen Funktionen, im Vorstand, im Beirat, in der Paritätischen Akademie. Seit 2001 war er Mitglied im Vorstand des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit, dem Dachverband für Nachbarschafts- und Stadtteilzentren, und übernahm 2005 dessen Vorsitz.